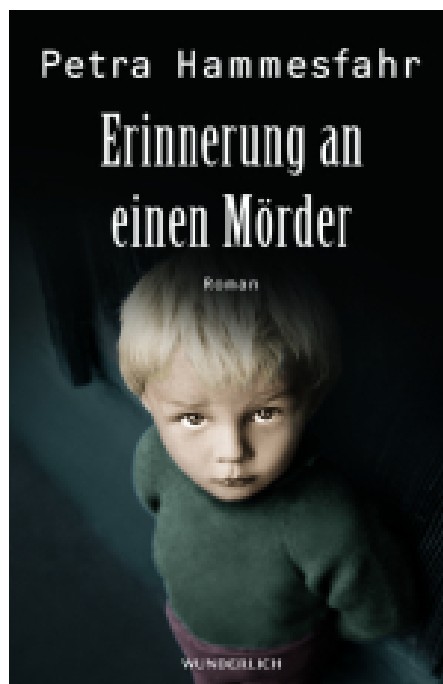


WUNDERLICH

Leseprobe aus:

Petra Hammesfahr

Erinnerung an einen Mörder



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

Prolog

Es gab für mich nie einen Grund, meinen Vater zu fürchten. Das habe ich nach dem Mittwoch im Oktober 1978 allen gesagt, die von mir wissen wollten, wer mich in den Hals gestochen hatte: den Ärzten und Polizisten, Großmutter Meller – seiner Mutter –, die mich weinend an sich drückte und «armes Bübchen» schluchzte, Birgit und Peter, die ich zu der Zeit noch Tante und Onkel nannte. Und dieser Psychologin, die meine *Täterbeschreibung* so schnell einzuordnen wusste. Egal, was ich gefragt wurde, meine Antworten gipfelten immer in dem Satz: «Ich hatte keine Angst vor meinem Papa, ehrlich nicht, er hat mir nie wehgetan.»

Was hätte ich sonst noch sagen sollen? Dass ich meinen Vater über alles geliebt hatte, interessierte niemanden mehr, höchstens noch Großmutter Meller, die darauf beharrte: «Mein Junge hätte so was nicht getan.»

Eine Frau namens Berta Eberlein hatte mich gegen vier Uhr nachmittags in der Wehrhahnstraße aufgegriffen. Daran erinnere ich mich bis heute nicht. Ich sei gelaufen, hieß es, nur gelaufen, ohne zu schreien, ohne zu weinen. Keine Ahnung, an wie vielen Leuten ich bis dahin vorbeigelaufen war, die geflissentlich weggehen hatten. Niemand handelt sich gerne Scherereien ein, und ich sah nach einer Menge Scherereien aus. Mein Gesicht war blutig, mein Hals, mein Haar, mein Nacken, meine Hände, Jacke, Hose, Schuhe, alles war blutig. Berta Eberlein schaute nicht weg und

fackelte nicht lange. Sie setzte mich auf ihr Fahrrad und brachte mich schnurstracks zum Krankenhaus.

In der Notaufnahme wurde ich ausgezogen und von Kopf bis Fuß untersucht. Bei all dem Blut rechneten sie mit mehreren Wunden, fanden aber nur eine: einen Stich in den Unterkiefer – vereinfacht ausgedrückt. Genauer gesagt waren der zweibäuchige Mundbodenmuskel und meine Zunge durchstoßen.

Darüber hinaus entdeckten sie Hämatome in allen Schattierungen und stellten beim Röntgen zwei verheilte Brüche fest, einen im Schädel und einen im linken Unterarm. An den Armbruch kann ich mich auch nicht erinnern. Als das passierte, war ich erst ein halbes Jahr alt und angeblich beim Wickeln vom Tisch gefallen. Den Schädelbruch hatte ich mir offiziell bei einem Treppensturz zugezogen. Da war ich dreieinhalb und weiß noch genau, dass ich zuerst einen Schlag ins Gesicht und danach einen Stoß vor die Brust erhielt, der so heftig war, dass ich mit dem Kopf gegen einen Türpfosten prallte und das Bewusstsein verlor.

Meinen Namen konnte ich dem Krankenhauspersonal nicht nennen, was nicht allein an der verletzten Zunge lag. Danach hatte mich auch die resolute Berta Eberlein vergebens gefragt. Ich stand unter Schock oder war, wie die Psychologin es in ihrem Bericht formulierte, schwer traumatisiert. Aber ich hatte den Ranzen auf dem Rücken, mein Name stand auf Buchumschlägen und Heften. Felix Meller. So hieß ich damals.

Was mit mir geschehen war, was ich gesehen, gehört, erlebt und erlitten hatte, wusste ich nicht. In meinem Hirn war eine Tür zugeschlagen, und ich hatte auf meinem Weg durch die Stadt den Schlüssel verloren. Ich verstand zwar, dass – mit Ausnahme von Großmutter Meller – alle der Meinung waren, mein Vater hätte mich verletzt. Doch das konnte ich mir nicht vorstellen, beim besten Willen nicht.

Ich war acht Jahre und acht Monate alt, und mein Vater war mein Vorbild, mein Held. Ein Feuerwehrmann. Er rettete Leben, aber er verletzte keine Kinder, und ganz gewiss nicht mich, da-

von war ich felsenfest überzeugt. Er war der Größte für mich, stark, unverwüstlich, unerschütterlich. Dabei war er nicht größer und kaum stärker als der Durchschnitt, nur einen Meter achtundsiebzig bei einem Gewicht von sechsundsiebzig Kilo. Heute bin ich zehn Zentimeter größer und einige Kilo schwerer. Doch damals kam er mir wie ein Riese vor, weil ich als Kind zu klein war, immer etwas schwächer als meine Altersgenossen, immer etwas stiller. Und mein Vater war laut. Wenn er lachte, polterte es ihm förmlich aus der Kehle.

Er lachte viel. Und er sang gerne. Ich höre ihn heute noch die Songs von Gunter Gabriel schmettern. «Hey, du, mit dem Hammer in der Hand. Hey, du, die Schuhe voll Sand. Hey, du, jetzt packen wir es an, ich bin ein einfacher Mann, und ich tu, was ich kann.» Oder: «Er fährt 'nen Dreißigtonner-Diesel und ist die meiste Zeit auf Tour. Und er gibt dabei sein Bestes, Tag für Tag, rund um die Uhr. Er raucht nicht, und er trinkt nicht, höchstens ab und zu ein Bier. Denn zu Haus sind Frau und Kinder, und nur dafür schuftet er. Er ist ein Kerl, ein ganzer Mann, und sein Zuhause ist die Autobahn.»

Manchmal sang er auch andere Lieder, deren Bedeutung für ihn ich damals nicht erfasste. Aber wenn er sie sang, war er nicht fröhlich und unbeschwert, das sah ich. *I can't get no satisfaction* von den Rolling Stones – oder Otis Redding. *If you're going to San Francisco* von Scott MacKenzie. Und *Poor Boy* von den Lords: *Mother and Father and Son, Sister and Uncle have fun. And she learned me to say ...*

«Du bist gegen die Tür gelaufen, weil du nicht aufgepasst hast. Merk dir das. Du bist die Treppe hinuntergefallen, weil du gesprungen bist. Du bist vom Stuhl gerutscht und mit dem Gesicht auf die Tischkante geschlagen, weil du herumgehampelt hast. Wag es nicht, einem Menschen etwas anderes zu erzählen.»

Die mir das vorsprachen, waren meine Mutter und ihre Großmutter Täuber. Im Gegensatz zu Großmutter Meller, die ich als Kind Oma nannte, musste ich die andere mit dem korrekten Ver-

wandtschaftsgrad und dem Nachnamen anreden, als sollte ich mir auf diese Weise selbst suggerieren, dass sie die Macht und das Sagen in der Familie hatte.

Beides hatte die widerliche Alte unbestreitbar. Sie war ein weiblicher Nero, grausam und tückisch. Vater und Birgit nannten sie Täubchen. Für mich klang das, als wollten sie den Drachen bezwingen, indem sie sich glauben machten, es sei ein harmloses und friedfertiges Tierchen, das man nicht fürchten müsse. Man braucht nicht viel Phantasie, um sich auszumalen, wer bei dieser Methode jedes Mal den Kürzeren zog.

Peter sagte einmal: «Meine Mutter ist ein Giftzahn, den Satan aus seinem Gebiss gezogen und auf die Erde gespuckt hat, damit wir hier einen Vorgeschmack von der Hölle bekommen.»

Ein wahres Wort, dem ich mich voll und ganz anschließe.

Wir lebten lange mit ihr unter einem Dach. Und ich weiß noch, wie ich gerade erst drei Wochen zur Schule ging und als Hausaufgabe zwei Reihen U auf meine Tafel schreiben sollte. Einige gerieten mir oben zu rund und sahen fast aus wie O. Der Giftzahn mäkelt so lange, bis Mutter mich vom Stuhl riss, nachdem sie mir bereits ein paar Ohrfeigen verpasst hatte. Dann drosch Mutter mit den Fäusten auf mich ein, bis ich am Boden lag. Danach trat sie mir gegen die Rippen und in den Bauch, sodass ich keine Luft mehr bekam. Sie hörte erst auf, als die Alte sagte: «Jetzt lass ihn, Charlotte, es reicht. Mach dir an dem dämlichen Hund nicht die Finger dreckig, das ist er nicht wert.»

So etwas setzt sich fest. Irgendwann glaubt man – ach was, man *weiß*, dass man ein dämlicher Hund ist, eine Zumutung für seine Mitmenschen, ein schlechtes, strohdummes, missratenes Kind, das jeden zur Verzweiflung bringt oder dazu treibt, die Nerven zu verlieren. Man ist immer selber schuld an den Schmerzen, den blauen Flecken, der blutenden Nase, den aufgeplatzten Lippen und gebrochenen Knochen.

Und wenn es dann einen Mann gibt, für den ein paar krumme Buchstaben, falsch addierte Zahlen oder Rechtschreibfehler nicht

so tragisch sind, weil er selbst auch noch oft welche macht. Der darüber lachen kann und sagt: «Davon geht die Welt nicht unter.» Wie soll man diesen Mann nicht abgöttisch lieben, ihn anbeten, ihn verehren wie einen Heiligen? Wie soll man nicht stolz sein, wenn man mit ihm verglichen wird?

Als Kind war ich unendlich stolz, wenn jemand sagte, ich sei genauso wie mein Vater, obwohl ich zu Hause nie ein gutes Wort über ihn hörte. Für Großmutter Täuber war er eine faule Sau, ein Aufschneider oder ein Versager und ein geiler Bock, der ihre hochbegabte Charlotte mit einem Loch im Gummi um eine akzeptable Zukunft gebracht hatte. Sie als Einzige sagte übrigens «Charlotte». Für alle anderen, mich später eingeschlossen, war meine Mutter «Lotti». Und Lotti orientierte sich an den Ansichten der Alten.

Ich habe so oft zugehört, wenn die beiden Weiber über meinen Vater herzogen. Und was ich nicht selbst erlebt habe, weil ich nicht überall dabei, noch nicht auf der Welt oder zu klein war, um es im Gedächtnis zu behalten, erfuhr ich später von anderen.

Gerade das macht es aus heutiger Sicht schwierig zu schildern, wie ich meine ersten Lebensjahre mit meinem Vater und mehr noch ihn selbst erlebt habe: den einfachen Mann Thorsten Meller, der tat, was er eben tun konnte, auch wenn man ihm manches niemals zugetraut hätte und deshalb erst einmal für völlig ausgeschlossen hielt, dass er dies oder jenes tatsächlich getan haben könnte – bis man es letztlich akzeptieren musste.

Ich muss das Wissen, die Gefühle, die Wut des Erwachsenen ausblenden und die Berichte mit den Bruchstücken verbinden, die mir geblieben sind. Viele sind das wahrhaftig nicht. So wird es jedem ergehen, der in meinem Alter versucht, seine frühe Kindheit zu rekonstruieren. Bestimmte Ereignisse haben sich eingepreßt, weil sie sich häufig wiederholten, andere setzten sich fest, weil sie mit starken Emotionen verbunden waren. Für den großen Rest ist man darauf angewiesen, dass andere in ihrem Gedächtnis kramen und offenbaren, was sie wissen oder zu wissen glauben.

Das meiste hat Birgit mir erzählt, als ich alt genug war, um zu verstehen, wie sich eine «blutige Familientragödie» – so wurde es in der regionalen Tageszeitung betitelt – entwickelt und dass Mörder nicht geboren, sondern gemacht werden.

1. Teil - Lotti

Sie war erst siebzehn und ging aufs Gymnasium, als sie mit mir schwanger wurde. Thorsten war vierundzwanzig. Er hatte acht Jahre lang die Volksschule besucht. So hieß das damals, und mehr als acht Jahre gab es erst, als er sich bereits im Baugewerbe verdingt hatte. Ein ungelernter Arbeiter, mit einem nicht eben berauschenden Schulabschluss, der sofort «richtig Kohle machen wollte». Als sie sich kennenlernten, war er allerdings schon geraume Zeit in einer Kunststoffgießerei beschäftigt. Im Gegensatz zur Baubranche, die ziemlich wetterfühlig war, erschien ihm dieser Job krisensicher.

Es war eine kleine Firma, die auch nur kleine Dinge herstellte. Zum Beispiel runde Dosen mit einem Schieber, in die man Nähnadeln der Größe nach sortieren konnte, diese Dosen lagen bei uns im Dutzend herum. Außerdem winzige Püppchen, Schiffe, Flugzeuge und Autos, die für Wundertüten bestimmt waren. Davon besaß ich als kleines Kind einen Schuhkarton voll. Tragflächen waren nicht vollständig ausgegossen, Autoreifen fehlten teilweise, Seitenscheiben oder die Aufbauten der Schiffe waren löchrig. Von solchem Ausschuss brachte er mir oft etwas mit.

Bis zur Hochzeit hatte er am Wochenende zusätzlich als Discjockey gearbeitet. Nicht in einer Discothek, wie man sie heute kennt. Es war eine Kneipe in dem kleinen Ort, in dem er aufgewachsen war. Samstags und sonntags öffneten sie ihren Saal, damit die Dorfjugend nicht in die Stadt pilgern musste. Und für

ländliche Verhältnisse war er als DJ so gut, dass schon bald die Stadtjugend zu den Stammgästen der Behelfsdisco zählte.

Birgit und Peter gehörten zu diesen Stammgästen, obwohl sie in der Stadt andere Discotheken hätten besuchen können. Gelegentlich nahmen sie Peters kleine Schwester mit, aber nicht jedes Mal auch wieder mit zurück. Wenn sich eine andere Möglichkeit bot, nutzte Lotti die. So auch an dem Samstagabend Ende Mai 1969, an dem ich meinen Anfang ins Leben nahm.

«Tanzen konnte Thorsten nicht, durfte er auch nicht. Er musste an den Plattenspielern bleiben, dafür wurde er bezahlt», erzählte Birgit. «Immer wieder ging Lotti zu ihm und wünschte sich diese Schnulze von Roy Black. *Ganz in Weiß, mit einem Blumenstrauß*. Das lief an dem Abend bestimmt zehnmal. Thorsten sagte jedes Mal: <Auf besonderen Wunsch des blonden Engels.> Zum Dank durfte er sie später in der Nacht heimfahren.»

Bei der Fahrt blieb es nicht. Und zuerst war Thorsten alles andere als begeistert von der Vorstellung, wegen einer – salopp ausgedrückt – einzigen Nummer auf dem Rücksitz seines Autos seine Freiheit aufzugeben.

Bis dahin hatte er sein Leben genießen können und seinen Doppelverdienst zur freien Verfügung gehabt. Bei seiner Mutter musste er nichts abgeben. Er war ihr Einziger, vielmehr der jüngste und letzte von vier Söhnen, der ihr geblieben war.

Großmutter Meller war früh verwitwet. Ihr Mann, den ich nur von einem Foto kenne, das ihn als jungen Soldat in Wehrmachtsuniform zeigt, hatte sich 1947 vor einen Zug geworfen. Er sei krank gewesen, erzählte sie einmal, traurig vom Krieg. Sie meinte wohl, der Zweite Weltkrieg habe ihn depressiv gemacht.

Großmutter Täuber bezeichnete meinen zweiten Großvater als geisteskranken und gnadenlosen Mörder. Sie behauptete, er hätte unzählige Leben auf dem Gewissen gehabt und sei von seiner Schuld um den Verstand gebracht und in den Tod getrieben worden. Woher sie das so genau wissen wollte, wurde nie erklärt. Dass er kriegsbedingt nicht der einzige Mörder seiner Zeit gewe-

sen sein dürfte, ließ sie nicht gelten. Ihrer Meinung nach stand es jedem Soldaten frei, in die Luft zu schießen. Dass der Soldat dann höchstwahrscheinlich selber erschossen wurde, wäre in diesem speziellen Fall ein Segen für die Menschheit gewesen, meinte sie. Denn der Apfel fiel bekanntlich nicht weit vom Stamm.

Dass mein Großvater väterlicherseits eventuell geisteskrank, vielleicht nur schwermütig, auf jeden Fall aber verantwortungslos war, leugne ich nicht. Immerhin ließ er seine Frau mit noch drei kleinen Söhnen zurück. Der jüngste – Thorsten – war gerade zwei Jahre alt geworden, der älteste im letzten Kriegsjahr an einer Infektion verstorben.

Die beiden mittleren kenne ich auch nur von Fotos. Einer verunglückte 1958 tödlich. Er war erst vierzehn, arbeitete in der Landwirtschaft, stürzte bei der Rübenernte vom Traktor und wurde vom vollbeladenen Anhänger überrollt. Der andere wanderte 1965 aus, um in Amerika sein Glück zu suchen. Gefunden hat er es kaum, man hat nie wieder von ihm gehört. Er gilt als verschollen.

Verständlich, dass Großmutter Meller «ihren Jungen» verwöhnte, so weit ihre bescheidenen Mittel das erlaubten. Oder dass sie ihm ein Lotterleben ermöglichte, wie der Giftzahn es ausdrückte. Ihm sei kein Funken Verantwortung, keine Manieren und auch sonst nichts Vernünftiges beigebracht worden, zum Beispiel die Finger zusammenzuhalten. Gemeint war zu sparen.

Vor der Hochzeit hatte er damit wahrscheinlich gar nichts im Sinn gehabt. Seine Mutter behauptete später etwas anderes, blieb den Beweis dafür jedoch schuldig, deshalb glaube ich nicht an seine voreheliche Sparsamkeit. Die gesamte Republik lebte im Wirtschaftswunderfieber, alle dachten, so ginge das jetzt immer weiter. Warum hätte ausgerechnet Thorsten Meller eine vorausschauende Ausnahme sein sollen?

Er fuhr ein teures Auto, war immer chic angezogen und galt bei den Mädchen als überaus spendabel. In der Behelfsdisco ging die Mär um, der verschollene Bruder hätte in Texas ein Vermögen

mit Ölquellen verdient und Thorsten zu seinem Alleinerben bestimmt, ehe er bei einem Unfall am Bohrturm ums Leben gekommen sei. Das ganze Geld sei auf Konten im Ausland angelegt. Von den Zinsen könne Thorsten bequem und üppig leben. Arbeiten müsse er eigentlich gar nicht. Das täte er quasi zu seinem Vergnügen.

Birgit vermutete, er selbst habe dieses Märchen in Umlauf gebracht in der Absicht, damit noch mehr Eindruck beim weiblichen Geschlecht zu schinden, als er es durch seine Stellung hinter den Plattentellern und sein Äußeres ohnehin schon tat.

«Thorsten konnte sich die Mädchen aussuchen», sagte Birgit. «Das tat er auch. Er hatte jedes Wochenende eine andere. Alle waren verrückt nach ihm. Und was alle haben wollten, musste Lotti unbedingt haben.»

Dass er Lotti mit einem defekten Kondom aufs Kreuz gelegt hätte, um sich in geordnete Verhältnisse einzuschleichen, wie Großmutter Täuber behauptete, darüber lachte Birgit nur.

«Unsere geordneten Verhältnisse dürften so ziemlich das Letzte gewesen sein, wonach Thorsten sich sehnte. Wenn sie ein Kondom benutzt haben, hat eher Lotti dafür gesorgt, dass es seinen Zweck nicht erfüllte.»

Dafür sprach auch, dass er zuerst nicht glauben wollte, eine einmalige Angelegenheit hätte derartige Folgen. Wiederholt erkundigte er sich bei Birgit und Peter, ob Lotti tatsächlich schwanger sei, und wenn ja, wer sonst noch als *Täter* in Frage käme.

Lotti saß ab Juni 69 jeden Samstag und Sonntag in der Disco. Wenn sich niemand fand, der sie ins Nachbardorf fuhr, nahm sie eben ihr Fahrrad und schmachtete den DJ an. Nachdem festgestellt, dass sie «guter Hoffnung» war – sie soll tatsächlich diese antiquierte Bezeichnung benutzt haben –, erzählte sie allen von ihrem Zustand, unter besonderer Erwähnung des Verursachers, versteht sich. Schon im dritten Monat band sie sich ein Kissen vor den Bauch, damit nur ja keine Zweifel aufkamen. Mit der Methode erreichte sie allerdings das Gegenteil. Thorsten konnte

vielleicht nicht so gut rechnen wie andere, aber zwischen früher und fortgeschrittener Schwangerschaft unterscheiden konnte er sehr wohl. Und mit dem Kissen muss Lotti ausgesehen haben, als stünde sie kurz vor der Entbindung.

Als sie begriff, dass sie auf die Weise nichts erreichte, radelte sie dreimal die Woche zu Großmutter Meller und heulte der den Kopf voll. Sie hätte noch nie etwas mit einem anderen Mann gehabt und auch Thorsten nicht so schnell nachgegeben, wenn der ihr nicht das Blaue vom Himmel versprochen und einen heiligen Eid geschworen hätte, sie zu lieben, und so weiter. Als seine Mutter ihm dann gut zuredete, ihn daran erinnerte, wie sehr er als kleines Kind seinen Vater vermisst hatte, «hat Thorsten eben in den sauren Apfel gebissen». So drückte Birgit es aus.

Zwar argwöhnte Großmutter Täuber zu diesem Zeitpunkt schon, dass der angeblich millionenschwere Thorsten Meller in Wirklichkeit ein armer Schlucker war. Sie gab sich die größte Mühe, ihrer hochbegabten Charlotte die Ehe auszureden. Wenn es nach der Alten gegangen wäre, hätte Lotti mich noch im sechsten Monat abtreiben lassen oder mich zumindest sofort nach der Geburt zur Adoption freigegeben. Doch da biss der Giftzahn auf Granit.

Birgit meinte, Lotti sei zu der Zeit bis über beide Ohren in Thorsten verliebt gewesen. Außerdem hätte sie keine Lust gehabt, die Schule zu Ende zu bringen, und keine Vorstellung, was sie nach dem Abitur anfangen sollte. Irgendwas studieren und darauf warten, dass sie geheiratet wurde und ein bequemes Leben führen konnte? Da sie mit mir im Bauch und einem Mann, der genötigt wurde, ihr einen Trauring anzustecken, dieses Leben sofort haben konnte – glaubte sie jedenfalls –, bestand sie darauf, ihn zu heiraten.

Lotti war eben ein verwöhntes Ding, dem bis dahin kaum ein Wunsch abgeschlagen worden war. Sie glaubte auch immer noch an das Vermögen im Ausland. Nachdem sie das Aufgebot bestellt hatten, erzählte sie Birgit einmal von einem Nummernkonto in

der Schweiz. Ob sie sich das aus den Fingern gesogen oder ob Thorsten ihr diesen Bären aufgebunden hatte, konnte Birgit mir nicht sagen. Das wollte ich auch gar nicht genau wissen.

Lotti war bereits im siebten Monat, als sie zum Standesamt gingen. Die kirchliche Trauung wurde auf später verschoben, weil sie rank und schlank und *ganz in Weiß, mit einem Blumenstrauß* vor den Altar treten wollte. Daraus wurde nie etwas. Großmutter Täuber wollte den Spaß nicht bezahlen und Thorsten konnte nicht.

Vielleicht hätten sie trotzdem die Chance auf eine einigermaßen glückliche Ehe gehabt und ich auf eine frühe Kindheit ohne blaue Flecken, gebrochene Knochen, natürlich auch ohne einen durchstochenen zweibäuchigen Mundbodenmuskel und eine verletzte Zunge, wenn sie sofort für sich alleine gewesen wären.

Thorsten wollte eine Mietwohnung nehmen und fand auch eine, die er sich leisten konnte. Birgit erinnerte sich gut daran, wie er geschwärmt hatte. Drei Zimmer, Küche, Bad, ein kleiner Flur und ein Stück Garten für zweihundertzwanzig Mark monatlich.

Aber Lotti wollte partout nicht zur Miete wohnen, sie wollte ein eigenes Haus, am besten eine Villa, um die jeder sie beneidete. Und Großmutter Täuber rechnete ihm vor, dass sein Lohn nicht für alle anfallenden Kosten reichte, als da wären: Miete und Kreditraten. Wenn man nichts auf der hohen Kante hatte, musste man notgedrungen Geld leihen, um Möbel zu kaufen. Oder wollte er das Wohnzimmer mit Apfelsinenkisten einrichten, eine Luftmatratze ins Schlafzimmer legen und in der Küche ein Lagerfeuer entzünden?

Des Weiteren brauchte man elektrischen Strom und Wasser, Heizmaterial, ein Telefon, Fernseher und Radio, wofür Gebühren zu entrichten waren. Auf sein Auto wollte er auch nicht verzichten, oder? Wenn er das alles bezahlen musste, blieb zum Leben praktisch nichts übrig. Und von Lotti konnte er nicht erwarten,

dass sie in dem Stückchen Garten Kartoffeln und Gemüse anpflanzte und mit der Ernte die Haushaltskasse entlastete.

In der Kunststoffgießerei war er als ungelernter Arbeiter eingestellt worden. Obwohl er inzwischen als eine Art Vorarbeiter fungierte – er sorgte dafür, dass Granulate im richtigen Verhältnis gemischt wurden und die Spritzdüsen der Maschinen nicht verstopften –, hatte sich an seinem Status nichts geändert. Er verdiente nicht die Welt und kam nicht auf die Idee, um eine Lohnerhöhung zu bitten. Nach der Trauung durfte er sich am Wochenende auch nicht mehr nebenher als Discjockey betätigen. Für einen verheirateten Mann und werdenden Vater schicke es sich nicht, Schallplatten aufzulegen und mit jungen Mädchen zu poussieren, befand seine Schwiegermutter.

Abgesehen davon konnte die hochbegabte Charlotte zwar komplizierte Mathematikaufgaben lösen, englisch, französisch und Latein sprechen, ellenlange Balladen aufsagen, Luftschlösser bauen, von einem Nummernkonto in der Schweiz phantasieren und sich die Nägel lackieren. Aber sie konnte weder kochen noch ein Fenster sauber putzen, keine Wäsche bügeln, nicht mal die Waschmaschine richtig befüllen.

Es sei sinnvoller, sich für den Anfang mit der Anschaffung eines Doppelbetts und eines größeren Kleiderschranks fürs Mädchenzimmer zu begnügen, schlug Großmutter Täuber scheinbar großzügig vor. Charlotte könne lernen, wie man einen Haushalt führe, und fände nach der Geburt Unterstützung bei der Baby-pflege. Und er könne sparen, bis genug beisammen sei, um auf Kredite zu verzichten.

Aber Lotti hatte auch nicht sparen gelernt. Bis dahin hatte sie nur ihr Taschengeld zur freien Verfügung gehabt und dem Giftzahn alles, was sich damit nicht finanzieren ließ, abschmeicheln müssen. Nun stand ihr plötzlich ein Girokonto offen, auf das der Lohn ihres Mannes überwiesen wurde.

Großmutter Täuber setzte ihm so lange zu, bis er eine Kontovollmacht erteilte. Und dann räumte Lotti ab, überzog das Konto

schon im ersten Monat, kaufte ein halbes Dutzend Umstandskleider, einen teuren Kinderwagen, Babywäsche in Blau und Rosa; zu der Zeit ließ sich im Voraus nicht feststellen, ob man einen Sohn oder eine Tochter bekam. Und das Kind sollte von Geburt an passend gekleidet sein.

Für den persönlichen Bedarf kamen noch literweise Nagellack sowie eine Batterie von Lippenstiften und Parfümflaschen dazu. Hauptsache, sie war schön und duftete, wenn ihr Mann nach Hause kam. Dass er sich bei Peter Geld borgen musste, um sein Auto zu betanken, kümmerte sie nicht. Vielleicht glaubte sie immer noch an die große Erbschaft und wollte ihn auf die Weise zwingen, davon etwas herauszurücken.

«Und was nutzte es Thorsten, dass Lotti sich herausputzte?», fragte Birgit, als ob ich das gewusst hätte. «Mit ihr schlafen durfte er nicht. Täubchen lag nebenan auf der Lauer. Wenn auch nur eine Bettfeder quietschte, stand sie vor der Tür. Und wehe, es war abgeschlossen, dann bekam sie einen Tobsuchtsanfall: <Was treibst du dadrin? Kannst du keine Rücksicht auf ihren Zustand nehmen?> Sie fragte immer nur Thorsten, so als ob Lotti nicht daran beteiligt gewesen wäre.»

Birgit hatte es mehr als einmal mitbekommen. Sie und Peter waren damals auch noch nicht lange verheiratet und begnügten sich mit einem Doppelbett und dem größeren Kleiderschrank im ehemaligen Jungenzimmer, weil das Geld knapp war. Peter – er war zwei Jahre älter, Birgit ein Jahr jünger als Thorsten – hatte sich gerade als Fuhrunternehmer selbständig gemacht und zwei Lastwagen auf Kredit angeschafft. Er musste Raten abstottern und einen Fahrer bezahlen, weil er nicht beide Laster gleichzeitig steuern konnte. Und allzu gut florierte sein junges Unternehmen noch nicht.

Birgit half vormittags in dem kleinen Laden ihrer Eltern, in dem man Zigaretten, Zeitschriften und Schreibwaren erwerben und Lottoscheine abgeben konnte. Dort verdiente sie nur ein besseres Taschengeld. Nachmittags machte sie für Peter die Büroarbeiten.

Sie wurden beide oft Zeugen, wie der Giftzahn sich daranmachte, Versäumnisse in Thorstens Erziehung auszugleichen und ihm gute Umgangsformen und Tischmanieren beizubringen. Peter sagte schon nach wenigen Wochen zu Birgit: «Wenn Thorsten über kurz oder lang der Kragen platzt, möchte ich nicht in seiner Nähe sein.»

Er durfte nicht mehr rauchen und musste sofort die Schuhe ausziehen, wenn er zur Haustür hereinkam, auch wenn er nur rasch etwas holen und gleich wieder gehen wollte. Wenn er schon am Tisch saß, musste er vor versammelter Mannschaft wieder aufstehen und seine Hände waschen. Da mochte er noch so überzeugend beteuern, das habe er schon getan. Und als er einmal das Tischgebet umformulierte: «Komm, Herr Jesus, sei unser Gast und sieh selbst, was du uns bescheret hast», nahm der Giftzahn ihm den Teller weg und schickte ihn nach oben wie ein kleines Kind.

Birgit verstand nicht, warum er sich das bieten ließ. Dabei war es so einfach. Er schluckte jeden Ärger und jede Demütigung, weil er nicht gelernt hatte zu streiten und sich durchzusetzen. Gegen wen denn? Bei seiner Mutter hatte er tun und lassen dürfen, was er wollte. Wenn er sonntags bis weit in den Nachmittag hinein im Bett lag, weil er erst gegen Morgen heimgekommen war, wäre Großmutter Meller niemals auf die Idee verfallen, ihn aus den Federn zu scheuchen. Sie hatte ihm auch um halb vier noch ein Frühstück gemacht oder ihm Spiegeleier gebraten, wenn ihm danach war.

Und plötzlich gab es nur noch Vorschriften, einen Ton wie auf dem Kasernenhof. Alles hatte feste Regeln und Zeiten. Frühstück an Wochentagen um sieben, sonntags um halb neun. Mittagessen täglich um halb eins, Abendessen um sieben. Und wer die Woche über um sechs in der Früh zur Arbeit fahren musste, keine richtige Mittagspause machen konnte oder abends nicht zur rechten Zeit kam, hatte das Nachsehen. Sich selbst zu unüblichen Zeiten ein Butterbrot machen, wie er es mehrfach tun wollte, kam überhaupt nicht in Frage.